

Der Band bietet anregende Möglichkeiten, sich mit unterschiedlichen Phänomenen der Paläste im vorspanischen Amerika zu beschäftigen. Da die einzelnen Beiträge mit einer großen Anzahl von Fotos und Lageskizzen bereichert sind, da jeder Teil eine umfangreiche Bibliographie bietet und das Auffinden von Details insgesamt mittels eines gemeinsamen Index erleichtert wird, ist das Material gut erschließbar. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Gesamtschau unter einem solchen Thema wie dem von Residenzen der Eliten und von Palästen der Herrschenden in Altamerika bei Einbeziehung neuerer Materialien und Diskussionen interessante Aspekte der altamerikanischen Staatsgesellschaften erschließt.

Ursula Thiemer-Sachse

Falola, Toyin, and Matt D. Childs (eds.): *The Yoruba Diaspora in the Atlantic World*. Bloomington: Indiana University Press, 2004. 455 pp. ISBN 0-253-21716-4. Price: \$ 27.95

Mitunter ergeben sich Irritationen, wenn die Völkerkunde Forschungen benachbarter Fächer zur Kenntnis nimmt, die eigene, etabliert scheinende Standpunkte zu überdenken zwingen. Derartiges mag bei der Lektüre der Herausgeberschrift von Toyin Falola und Matt D. Childs über die Yoruba-Diaspora in der Neuen Welt geschehen. In ihr geht es um das kulturelle Erbe der westafrikanischen Yoruba, die in der Kolonialzeit, in gesteigertem Maße in der ersten Hälfte des 19. Jhs., als Sklaven in weite Teile Amerikas verschleppt wurden. Verglichen mit Sklaven anderer Provenienz entwickelten sie dort – so der Tenor des Buches – eine kulturelle Dominanz, die weit über ihren Anteil – 1 bis 2 Millionen (292) – an den rund 12 Millionen der nach Amerika als Sklaven verschleppten Afrikaner hinausgeht. Sie haben der afroamerikanischen Religion, Sprache oder Kunst(handwerk) ihren Stempel aufgedrückt. Bis heute ist dieser Einfluss erkennbar, obschon die Yoruba zum Zeitpunkt ihrer Versklavung ungeachtet aller sprachlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten weit davon entfernt waren, eine homogene Einheit zu bilden.

Diese Dominanz, die im vorliegenden Buch vor allem (wenngleich nicht ausschließlich) von Afrika- und Amerika-Historikern dargelegt wird, liest sich in dieser Hinsicht wie ein Kontrapunkt zum “Black Atlantic” eines Paul Gilroy, der bekanntlich einem entterritorialiserten, von einzelnen Ethnien abgelösten, Kulturbegriff das Wort redet. Im Atlantik und den Anrainern als dem Szenarium des Sklavenhandels sieht er eine Art fließendes Kulturareal, das der Sklavenhandel und die Sklaverei erst schuf und in dem sich kulturelle Eigenheiten der verschiedenen Sklaven verlieren. Im Gegensatz dazu macht das vorliegende Buch mit seiner Betonung der Ausstrahlung der Yoruba als einem dieser versklavten Völker deutlich, dass Gilroys “Black Atlantic” wenig Platz lässt für die Eigenwilligkeit einzelner afroamerikanischer Bevölkerungsgruppen, und dass er die Afrolateinamerikaner in ihrer kulturellen Vielfalt und lokalen Neuverortung im Einzelfall nicht im Blick hat. Er reproduziert damit

ein Problem, das die “cultural studies” insgesamt auszeichnet.

Dabei greifen die Herausgeber (3), aber auch einzelne Autoren (192) eine Idee von Paul Gilroy immer wieder auf, und zwar dass die Sklaverei und der Sklavenhandel kulturelle Folgen auf beiden Seiten des Atlantiks zeitigten, also sowohl dort, woher die Sklaven kamen, und dort, wohin sie verschleppt wurden. Sie brechen mit der Vorstellung der Sklaverei als kultureller Einbahnstraße, die in Afrika vielleicht eine Lücke, nicht aber kulturelle Folgen hinterließ. Dass es vielmehr immer wieder zum Austausch kam, davon zeugt die Rückkehr freier Sklaven nach Afrika im 19. Jh. oder der kontinuierliche Kontakt zwischen dem Golf von Benin und Salvador de Bahia nachdrücklich. Allerdings ist Gilroys “Black Atlantic” nur ein theoretischer Bezugspunkt des Buches, Mintz’ und Prices Kreolisationsidee (3) ein anderer.

Das Buch spannt in vier Kapiteln mit insgesamt 19 Einzelbeiträgen den Bogen von den Yoruba-Ursprüngen, über die Verteilung der Yoruba in Amerika und ihren kulturellen Einflüssen bis zu der Rückkehrerbewegung nach Westafrika. Die Herausgeber, die sich nach eigenen Aussagen um eine internationale Autorengruppe bemühten, beklagen in der Einleitung die fehlende Beteiligung der Vertreter der nordamerikanischen Geschichtsschreibung, deren Themenspektrum so sehr von Fragen der Rasse und des Rassismus dominiert sei, dass sie sich für das kulturelle Erbe der Sklavennachkommen nicht interessierten. Man vermisst Beiträge von US-amerikanischen Wissenschaftlern, wie Lorand J. Matory, die zum Thema gearbeitet haben, im Buch aber nur in der Literaturliste zu finden sind. Diese allerdings, d. h. eine übergreifende, aus den bibliographischen Angaben aller Beiträge zusammengefügte Literaturliste, ist überaus positiv hervorzuheben, weil sie den gegenwärtigen Stand der heutigen Yoruba-Diaspora-Forschung eindrucksvoll abbildet.

Nicht alle Beiträge sind gleich dicht, was nicht immer als Qualitätsurteil zu verstehen ist, sondern in der Natur der Sache liegen kann. So bleibt Russell Lohse (130 ff.) für den Fall des heutigen Costa Rica nur die Möglichkeit, die Biographien einiger gestrandeter Yoruba aus den Archiven zu rekonstruieren, deren Kultur vielleicht ihre Sklavereierfahrung beeinflusst haben mag, die aber selbst kaum weitere Spuren hinterließen. Auch der Vergleich von Trinidad mit den Bahamas von Rosalyn Howard (157 ff.) oder der Beitrag über den Yoruba-Einfluss in Haiti von Kevin Roberts (177 ff.) können sich nicht wirklich mit den Beiträgen über den Yoruba-Einfluss in Kuba und Brasilien vergleichen lassen. Die Forschung ist hier vielleicht noch nicht weiter vorangeschritten. Die Analyse desselben Kevin Roberts (248 ff.) über die Rolle von Familie, Verwandtschafts- und Geschlechterrollen in der Sklaverei, wie sie sich aus den Archiven entnehmen lässt, läuft vorwiegend auf die Feststellung der Fortdauer erweiterter Familiennetzwerke, geschlechtlicher Arbeitsteilung und Gemeinschaftsaktivitäten hinaus, die für die Geschichtswissenschaft befriedigend, für die Ethnologie aber sehr

allgemein zu sein scheint. Ausgebreitet werden freilich auch die womöglich unter Kunsthistorikern, weniger aber unter Afroamerikanisten bekannten Details, dass auch die Black Seminoles in Florida kulturelle Yoruba-Einflüsse tradiert haben und dass sich in den USA in Gemälden der Kolonialzeit Darstellungen von Tänzen der Sklaven finden lassen, die den Yoruba zuzuordnen sind (Babatunde Lawal; 291).

Die meisten Beiträge liefern einen guten Überblick über die aufgeworfenen Fragen. Dies gilt für die Umstände im frühen Yoruba-Land (David Eltis; 17 ff.), die Bedeutung der Yoruba im transatlantischen Sklavenhandel (Paul E. Lovejoy; 40 ff.) und der ihrer Versklavung, einschließlich der internen Politik und der Bürgerkriege (Ann O’Hear; 56 ff.).

Neben diesen auf das afrikanische Yoruba-Land zentrierten Studien bestechen vor allem die auf Kuba und Brasilien bezogenen Artikel durch eine Vielfalt des ausgebreiteten Materials sowie interessante Details und Analysen. Für Brasilien liegen Regionalstudien vor, die die in Bahia als “Nagô” bezeichneten Yoruba von den “Mina” in Rio de Janeiro unterscheiden (João José Reis und Beatriz Gallotti Mamigonian; 77 ff.), wohin nicht wenige als Folge der islamisch inspirierten Malê-Revolte im Jahre 1835 gelangten, die trotz einer kulturell anders geprägten dortigen Sklavenmehrheit ihre ethnische Identität neu formierten. Für das brasilianische Bahia lässt sich gar zeigen (Luis Nicolau Parés; 185 ff.), dass sich die Anhänger des Candomblé trotz anderer ethnischer Zugehörigkeit als Yoruba, d. h. Nagô, definierten und damit in religiösen Kontexten Tradition erfanden. Über die Neuformierung der ethnischen Identität in Rio de Janeiro geht es auch im Beitrag von Mariza de Carvalho Soares (231 ff.).

Die Kuba-Beiträge des Bandes sind allesamt zur Lektüre empfohlen. Während Michele Reid (111 ff.) die Existenz der Yoruba in Kuba rekonstruiert, wo sie als Lucumí bekannt sind, liefert Christine Ayorinde (209 ff.) eine komprimierte, aber dichte Beschreibung der Santería, die Insiderkenntnisse vermuten lässt. Robin Moores (260 ff.) Beitrag über die sakrale Musik der Yoruba auf Kuba liefert gleichzeitig ein hervorragendes Portrait über die ambivalente Haltung des kubanischen Sozialismus, der sich lange Zeit nicht entscheiden konnte, ob die religiöse Yoruba-Tradition als nationales Erbe gefördert oder als “Opium für’s Volk” ausgemerzt werden sollte.

Das abschließende Rückkehrerkapitel greift anhand von drei Themen die Rückkopplung der Diaspora mit der westafrikanischen Herkunftsregion auf. Es sind dies einerseits die 3000 bis 4000 brasilianischen und geschätzten 1000 kubanischen Yoruba, die nach Erlangung ihrer Freiheit bzw. Abschaffung der Sklaverei ins Yoruba-Land zurückkehrten (Robin Law; 349 ff., C. Magbaily Fyle; 366 ff.) und nicht geringen Anteil an der Ausbildung einer Yoruba-Identität hatten, die als national bezeichnet wird. Auch der Rolle der islamisierten Yoruba wird abschließend nochmals Anerkennung gezollt (Gibril R. Cole; 383 ff.), die als Händler eine nicht übersehbare Gruppe bildeten und symbolträchtig

die alten Sklavenschiffe aufkauften und in Handelsschiffe umwandelten.

Zu der in der Einleitung aufgeworfenen Frage, warum gerade die Yoruba Afroamerika so nachhaltig prägten, muss der Leser freilich die Antwort in einer Vielzahl ausgebreiteter Argumente in 19 Artikeln selbst finden. Der Herausgeber Toyin Falola hat offenkundig dazu seine eigene Auffassung, die er aber dem Leser vorenthält, da “it would not pass for scholarly rigor” (xi). So wird das Buch von einer ausstehenden Antwort begleitet. Es bliebe zu diesem hervorragenden Überblickswerk über die Yoruba-Diaspora diesseits und jenseits des Atlantik nur noch eines zu ergänzen, dass nämlich Teile der Yoruba-Kultur, d. h. ihre Religionen, erneut auf Wanderschaft gegangen und mittlerweile auch in Europa angekommen sind.

Lioba Rossbach de Olmos

Fleurdirge, Denis : Les rituels et les représentations du pouvoir. Paris : Éditions Zagros, 2005. 280 pp. ISBN 2-915476-13-6. Prix : € 25,00

Décrire en sociologue les pratiques cérémonielles, ritualisées et codifiées du pouvoir politique central français lorsqu’il se met en scène pour présider, décorer, inaugurer, commémorer, voyager, recevoir des hôtes, exprimer des vœux ou transmettre un message, voilà bien ce à quoi s’attache Denis Fleurdirge, maître de conférences à l’Université Paul Valéry de Montpellier, auteur d’un ouvrage remarqué : “Les rituels du Président de la République” (Paris 2001) lequel se trouve ici comme complété sans qu’il y ait redondance des idées mais bien approfondissement de certaines et exemplification probante des manifestations quasi hiérophaniques de soulignement de l’excellence du pouvoir suprême. L’insertion dans un système de convenances n’exclut pas la propagande en faveur de l’homme et de son rôle. Distinction, symétrie, sanctuarisation de l’espace, dramaturgie du jeu d’acteurs, rythmique du déroulement temporel, sont autant de facteurs surchargeant d’images et de symboles forts la représentation. D’où la recherche durant tout l’ouvrage des formes typiques de représentation en précisant les acteurs, les rôles, les actions, les normes et les valeurs, les moyens réels et symboliques, les systèmes de communication, etc.

Le premier chapitre énonce d’abord l’utilité sociale du protocole et des préséances “marquer la rupture avec un régime antérieur ; définir un statut unique pour chaque acteur ; affirmer une hiérarchie et une autorité ; instituer et modéliser des pratiques politiques” (11). On distinguera ce qui relève des règles et du code de ce qui relève de la représentation cérémonielle. Les codes napoléoniens sont évoqués tout autant que l’histoire des préséances dans la cité grecque ou lors des hommages au roi chrétien. J. Gandouin, J. Serre, Y. Deloye, C. Haroche, O. Ihl sont bien les meilleurs renvois en ce qui concerne l’étude du protocole, mais bien plus que lecteur d’une littérature de “Mémoires” des différents Présidents, D. Fleurdirge apparaît comme un inlassable quêteur d’informations riches et variées de